

Kapitel 5

EINE HEROIN-HEROIN

Ich ließ das Taxi am Place du Tertre anhalten. Wir wollten am Rand des Butte spazierengehen und unseren Blick über Paris schweifen lassen.

Die Nacht war köstlich. Nirgendwo außer in Paris erlebt man diese milde, süße Abendstille. Die Hitze ist trocken, die Luft leicht, ganz anders als alles, was man in England erleben kann.

Eine überaus sanfte Brise, die unsere Phantasie mit dem Duft des Südens verband, strömte von der Seine herauf. Paris selbst lag verschwommen in nebligem Blau, aus dessen Falten das Pantheon und der Eiffelturm hervorragten wie Symbole für die Geschichte der Menschheit – für die erhabene, gewichtige Vergangenheit und die mechanische, funktionale Zukunft.

Hingerissen lehnte ich an der Brüstung. Lous Arm lag um meine Schultern. Wir waren so still, daß ich ihren Puls spüren konnte.

»Hey, zum Teufel! Pendragon!«

Trotz der Andeutung von Überraschung war die Stimme leise und gefällig. Ich sah mich um.

Hätte man mich gefragt, hätte ich ohne Zweifel geantwortet, daß ich jede Störung übelnähme. Und jetzt wurde ich plötzlich gewaltsam und unerfreulich gestört – aber es störte mich nicht. Es lag ein in gewisser Weise herausforderndes Lächeln auf dem Gesicht des Sprechers. Ich erkannte ihn sofort, obwohl wir uns seit der Schulzeit nicht mehr gesehen hatten. Elgin Feccles war sein Name. Er ging in die sechste Klasse, als ich die Grundschule besuchte.

Ich war im dritten Semester, als er Vertrauensschüler wurde. Er hatte ein Stipendium für Oxford bekommen, das Beste, was einem passieren konnte. Dann, auf einmal und ohne Vorwarnung, war er von

der Schule verschwunden. Nur wenige wußten, warum, und wer es wußte, gab vor, es nicht zu wissen. Aber er ging nie nach Oxford.

Ich hatte nur im Club noch einmal von ihm gehört. Sein Name fiel in Verbindung mit einem vagen Gerücht über irgendeine krumme Finanzaffäre. Nur schwach kann ich mich noch daran erinnern, daß es mit seinem Verschwinden von der Schule zu tun haben mußte. Er war nicht der Mensch, der aus irgendeinem gewöhnlichen Grund suspendiert wird. Es hatte sicherlich etwas mit seinem scharfsinnigen Intellekt zu tun. Ehrlich gesagt, war er in der Schule eine Art Held für mich gewesen. Er besaß all die Qualitäten in voller Ausprägung, die ich bewunderte – und die mir abgingen.

Ich hatte ihn nur flüchtig gekannt, doch sein Verschwinden war ein großer Schock. Es war mir im Gedächtnis geblieben, während andere, weitaus wichtigere Dinge keine Spur hinterlassen hatten.

Er hatte sich kaum verändert, seit ich ihn zum letztenmal gesehen hatte. Er war mittelgroß und hatte ein langes, ziemlich schmales Gesicht. Es verlieh ihm etwas von einem Geistlichen. Seine Augen waren klein und grau; er hatte die Angewohnheit zu blinzeln. Die Nase war lang und gebogen wie die von Wellington, der Mund schmal und gespannt. Die Haut war glatt und rosig. Er hatte nicht eine einzige Falte bekommen.

Er hatte die unbehaglichen, nervösen Bewegungen beibehalten, die schon als Knabe typisch für ihn waren. Man konnte glauben, daß er dauernd auf der Lauer war und nur darauf wartete, daß etwas passiert; und doch konnte man von ihm am allerwenigsten sagen, daß er unruhig oder nervös war. Er hatte ein unerschütterliches Selbstvertrauen.

Noch bevor ich ihn richtig erkannt hatte, schüttelte er mir die Hand und begann von alten Zeiten zu schwätzen.

»Wie ich hörte, sind Sie nun *Sir* Peter«, sagte er. »Recht so! Ich hielt Sie schon immer für einen Sieger.«

»Ich glaube, ich kenne Sie«, unterbrach Lou. »Natürlich, Sie sind Mr. Feccles!«

»O ja, ich erinnere mich genau. Miss Laleham, nicht wahr?«

»Bitte, lassen Sie uns die Vergangenheit vergessen«, lächelte Lou und nahm meinen Arm.

Ich weiß nicht, warum es mich hätte verlegen machen sollen, ihm zu erklären, daß wir verheiratet waren.

Feccles rasselte eine Kette von Glückwünschen herunter.

»Darf ich Ihnen Mademoiselle Haidée Lamoureux¹ vorstellen?«

Das Mädchen neben ihm lächelte und verbeugte sich.

Haidée Lamoureux war eine hübsche Brünette mit blitzendem Lächeln und Pupillen wie Stecknadelköpfe. Sie war eine Ansammlung charmanter Widersprüche. Nase und Mund verwiesen auf mehr als nur eine Spur semitisches Blut, aber die keilförmige Kontur ihres Gesichts zeugte von einem ganz entgegengesetzten Einfluß. Ihre Wangen waren hohl, Krähenfüße entstellten die Augenwinkel. Dunkle Ringe zeugten von sinnlichen Genüssen, die bis zur Erschöpfung ausgelebt wurden. Obwohl ihr Haar wallend war, hatte sie fast keine Augenbrauen. Sie hatte schmale, schwarze Bögen darübergemalt. Ihre Schminke war dick und ungeschickt aufgetragen. Sie trug ein weites, sehr gewagtes Abendkleid in Blau mit silbernen Stickereien und einer gelben Schärpe mit schwarzen Punkten. Darüber hatte sie einen Umhang aus schwarzer Spitze geworfen, garniert mit zinnoberroten Quasten. Ihre Hände waren spindeldürr. Ihre krummen Finger, die mit enormen Saphir- und Diamantringen bedeckt waren, hatten etwas Obszönes.

Ihre Gebärden waren von einer Art lebhafter Schlawheit. Es schien, als könne sie nur durch einen plötzlichen Schrecken zum Handeln veranlaßt werden und falle, sobald der erste Schreckreiz vorüber ist, wieder zurück in ihre eigenen tiefen Gedanken.

Ihre Herzlichkeit war offensichtlich affektiert, aber sowohl Lou als ich spürten beim Händedruck eine feine und mysteriöse Sympathie,

¹ Jane Cheron, eine von Crowleys Geliebten in Paris, opiumabhängig

die einen Nachgeschmack von unbeschreiblicher Verderbtheit hinterließ. Ich war mir auch sicher, daß Feccles diese unausgesprochene Verbundenheit erkannte und daß sie ihm aus irgendeinem Grund sichtlich gefiel. Sein Benehmen wechselte zu einer sonderbar einschmeichelnden Herablassung, und ich merkte, daß er irgendwie das Kommando übernahm, als er sagte:

»Darf ich den Vorschlag machen, daß Sie und Lady Pendragon mit uns im *Petit Savoyard* zu Abend essen?«

Haidée hakte sich bei mir ein, und Lou ging mit Feccles voraus.

»Wir wollten selbst dorthin gehen«, sagte sie, »und es ist ein Vergnügen, unter Freunden zu sein. Wie ich sehe, sind Sie ein alter Freund meines Mannes.«

Er begann, von der Schulzeit zu erzählen. Wie durch Zufall gab er einen Bericht über die Umstände, die zu seiner Entlassung geführt hatten.

»Mein alter Herr war in der Stadt, wissen Sie«, hörte ich ihn sagen, »und er warf sein Vermögen in die Lombard Street.« Er lachte kurz und falsch. »Aber er konnte es nicht wieder aufsammeln. Das war also das Ende meiner akademischen Laufbahn. Er überzeugte den alten Rosenbaum, den Bankier, von meinen Fähigkeiten in Geldangelegenheiten und verschaffte mir einen Job als Privatsekretär. Und tatsächlich wurde ich von der Materie angezogen wie eine Ente vom Wasser, und meine Geschäfte sind seither immer recht gut gelaufen. Aber London ist kein Ort für Männer mit wirklichem Ehrgeiz. Es bietet nicht den nötigen Spielraum. Es muß entweder Paris oder New York sein – für Ihren ergebenen Mr. Feccles!«

Ich weiß nicht, warum, aber ich glaubte kein Wort von seiner Geschichte. Das Heroin tat sein Bestes, und ich verspürte nicht die geringste Neigung zu einem Gespräch mit Haidée. Sie nahm ebenfalls keine Notiz von mir. Sie sprach nicht ein Wort.

Lou war in der gleichen Verfassung. Offensichtlich hörte sie Feccles zu, aber sie erwiderte nichts und wahrte vollkommene Gleich-

gültigkeit. Die ganze Szene hatte keine drei Minuten gedauert. Wir erreichten das *Petit Savoyard* und nahmen unsere Plätze ein.

Der Wirt schien unsere Freunde sehr gut zu kennen. Er begrüßte sie mit noch größerem Theater als bei den Franzosen ohnehin üblich. Wir setzten uns ans Fenster.

Das Restaurant überragt die steilen Abhänge des Montmatre wie ein Adlerhorst. Wir gaben unsere Bestellungen auf, Feccles mit großem Eifer, wir anderen völlig lustlos. Ich sah über den Tisch zu Lou. Ich hatte diese Frau noch nie zuvor in meinem Leben gesehen. Sie bedeutete mir rein gar nichts. Plötzlich verspürte ich ein dringendes Bedürfnis nach Wasser, viel Wasser. Ich war nicht in der Lage, mir selbst einzuschicken oder nach dem Kellner zu rufen, aber ich muß »Wasser« gesagt haben, denn Haidée füllte mein Glas. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Es war ihr erstes Lebenszeichen. Selbst ihr Händeschütteln war eher ein mechanischer Reflex als eine bewußte Geste gewesen. Etwas Unheilvolles und Beunruhigendes lag in ihrer Mimik – als habe sie einen abscheulich bitteren Nachgeschmack im Mund.

Ich sah hinüber zu Lou. Sie hatte die Farbe gewechselt. Sie sah schrecklich krank aus. Es war mir egal. Mir ging eine kleine, amüsante Gedankenfolge dazu durch den Kopf.

Ich erinnerte mich, daß ich sie leidenschaftlich liebte, zugleich existierte sie zufälligerweise überhaupt nicht. Meine Indifferenz war der Ursprung von etwas, das ich nur als diabolische Glückseligkeit bezeichnen kann.

Mir kam es wie ein Scherz vor, daß sie sich vergiftet haben könnte. Mir ging es allerdings auch nicht sehr gut. Das störte mich ebenfalls nicht.

Der Kellner brachte eine Schüssel mit Muscheln. Wir aßen sie gedankenverloren. Es war Teil unseres Tagewerks. Wir genossen sie, weil sie eben ein Genuß waren, aber nichts bedeutete mehr etwas, nicht einmal der Genuß. Es erschien mir seltsam, daß Haidée einfach vorgab zu essen, aber ich führte das auf Befangenheit zurück.

Ich fühlte mich viel besser. Feccles plauderte leichthin über verschiedene, unwichtige Dinge. Niemand nahm davon Notiz. Er seinerseits schien die mangelnde Aufmerksamkeit nicht zu bemerken.

Ich wurde sehr müde. Ich glaubte, der Chambertin würde mich wieder aufrichten, und trank einige Gläser.

Lou sah mich weiterhin mit ängstlichem Ausdruck an, als ob sie auf irgendeinen Rat wartete und nicht wußte, wie danach fragen. Es war recht lustig.

Wir machten uns an das Entrée. Lou stand plötzlich auf. Feccles folgte ihr hastig mit gespielter Besorgnis. Ich sah, daß der Kellner ihren anderen Arm ergriffen hatte. Es war wirklich sehr komisch. So ist es mit den Frauen – sie wissen nie, wann sie genug haben.

Und dann erkannte ich verblüfft, daß sich das Phänomen nicht auf das schwache Geschlecht beschränkte. Ich kam gerade noch rechtzeitig hinaus.

Wenn ich die Ereignisse der nächsten Stunde in Schweigen übergehe, dann nicht, weil sich nichts zugetragen hätte. Am Ende saßen wir alle wieder am Tisch.

Wir nippten sehr alten Armagnac. Er rüttelte uns wieder auf. Aber der Mut hatte uns verlassen; wir hätten Rekonvaleszenten einer langen, aufreibenden Krankheit sein können.

»Kein Grund zur Aufregung«, sagte Feccles mit seinem seltsamen, kleinen Lachen. »Eine geringfügige Unbedachtsamkeit.«

Bei diesem Wort zuckte ich zusammen. Es brachte mich wieder auf King Lamus. Ich haßte den Kerl mehr denn je. Ich fing an, von ihm besessen zu werden. Zum Teufel mit ihm!

Lou hatte unserem Gastgeber die ganze Geschichte erzählt. Er gestand, mit diesen Dingen vertraut zu sein.

»Sehen Sie, mein lieber Sir Peter«, sagte er, »Sie können H. nicht wie Coke nehmen, und wenn Sie alles mögliche durcheinander trinken, fordert der Teufel seinen Preis. Es ist wie mit allem im Leben, Sie müssen Ihre Grenzen herausfinden. Es ist sehr gefährlich, her-

umzulaufen, solange das H. oder M. wirkt, und es führt beinahe sicher zu einer Katastrophe, wenn man dabei ißt.«

Ich muß zugeben, ich fühlte mich wie ein verdammter Narr. Immerhin hatte ich ziemlich ernsthaft Medizin studiert, und jetzt passierte es mir schon zum zweitenmal, daß mir ein Laie die Leviten las.

Aber Lou nickte freudig. Der Brandy hatte die Farbe in ihre Wangen zurückgebracht.

»Ja«, sagte sie, »ich habe das alles schon gehört, aber es ist zweierlei, etwas zu hören oder es selbst zu erleben.«

»Erfahrung ist der beste Lehrer«, gab Feccles zu. »All diese Dinge sind völlig in Ordnung, aber es ist wichtig, langsam anzufangen und sich die Chance zu geben, den Bogen herauszubekommen.«

Die ganze Zeit hatte Haidée wie eine Statue dagesessen. Sie verströmte eine seltsame Stimmung. Es lag eine gewisse Faszination in ihrer völligen Faszinationslosigkeit.

Ich muß mich für dieses Paradoxon entschuldigen. Ich will sagen, sie hatte all die Qualitäten, die normalerweise als anziehend gelten. Man erkannte Überreste einer erstaunlichen, wenn nicht gar bizarren Schönheit. Sie hatte offenkundig einen ungeheuren Reichtum an Erfahrung. Sie strahlte eine ruhige Intensität aus, die sie hätte unwiderstehlich machen müssen, und doch fehlte ihr völlig das, was wir Magnetismus nennen. Das ist kein wissenschaftlicher Ausdruck, was nur um so schlimmer für die Wissenschaft ist. Er umschreibt eine Naturtatsache und eines der wichtigsten Phänomene im täglichen Leben. Alles von menschlichem Interesse, vom Tanzsaal bis zum Weltreich, funktioniert größtenteils mit Hilfe von Anziehungskraft. Und die Wissenschaft ignoriert sie, weil sie mit mechanischen Instrumenten nicht zu messen ist!

Die gesamte Lebenskraft dieser Frau war auf einen geheimen Schrein im Innern ihrer Seele gerichtet. Jetzt sprach sie zum ersten Male. Das einzige, was sie in diesem weiten Universum interessierte, war Heroin. Ihre Stimme war monoton.

Lou sagte mir später, diese Stimme habe sie an einen Trauergesang erinnert, wie ihn tibetanische Mönche summen, weit über unerbittlichem Schnee.

»Es ist das einzige, was existiert«, sagte sie in einem Tonfall außerordentlich ekstatischer Gelassenheit. Man konnte eine grenzenlose, unheilige Freude heraushören, die von einer ihr immanenten Traurigkeit herrührte.

Es war, als ob sie ein morbides Vergnügen daran fand, etwas Melancholisches, etwas Monströses darzustellen. Es lag in der Tat eine Art gequälte Majestät in ihrer Stimme.

»Sie dürfen nicht sofort ein Ergebnis erwarten«, fuhr sie fort. »Man muß da hineingeboren werden, es heiraten und daran sterben, bevor man es verstehen kann. Es ist bei jedem anders. Aber es dauert jedesmal mindestens drei Monate, bevor man es los ist – dieses törichte Ärgernis Leben. Solange Sie animalische Leidenschaften pflegen, sind Sie ein Tier. Wie widerwärtig, immer nur ans Essen, ans Lieben und all diese Begierden zu denken wie ein Stück Vieh! Das Atmen selbst wäre animalisch, wenn man sich dessen bewußt wäre. Wie unerträglich wäre das Leben für Menschen von auch nur mittelmäßiger Kultiviertheit, wenn sie ständig den Vorgang der Verdauung vor Augen hätten.«

Ein leichtes Schaudern durchfuhr sie.

»Haben Sie die Mystiker gelesen, Sir Peter?« unterbrach Feccles.

»Ich fürchte nein, mein Lieber«, antwortete ich. »Tatsächlich habe ich überhaupt nicht viel gelesen, es sei denn, ich mußte.«

»Ich habe mich einige Jahre mit ihnen befaßt«, gab er zurück, hielt inne und errötete.

Der Gedanke hatte offensichtlich einige sehr unerfreuliche Erinnerungen wachgerufen. Er versuchte, seine Verwirrung durch einen Redefluß zu verbergen, und begann einen ausgedehnten Vortrag über die Lehren der Heiligen Teresa, Miguel de Molinos und anderer Berühmtheiten dieser Richtung.

»Der Hauptpunkt ist also«, rekapitulierte er endlich, »daß alles Menschliche in uns in erster Linie ein Hindernis auf dem Weg zur Heiligkeit darstellt. Das ist das Geheimnis der Heiligen, daß sie alles verleugnen für das Eine, das sie göttliche Reinheit nennen. Es sind nicht nur einfach jene Dinge, die wir Sünde oder Laster nennen – das sind erst die elementaren Formen der Niedertracht – auswuchernde Rohheiten. Die wirklichen Schwierigkeiten fangen erst an, wenn man solche Nichtigkeiten für immer hinter sich gelassen hat. Auf dem Weg zur Heiligkeit ist jede körperliche und geistige Manifestation an sich schon eine Sünde, auch wenn gewöhnliche Frömmigkeit sie als Tugend einschätzen würde. Unsere Haidée hier hat die gleiche Vorstellung.«

Sie nickte ernst.

»Ich hatte keine Ahnung«, sagte sie, »daß diese Leute so viel Verstand haben. Ich hatte immer gedacht, sie wären in einem Gewirr von religiösen Ideen verstrickt. Jetzt begreife ich. Ja, es ist ein heiliges Leben, wenn man es denn unbedingt in der Sprache der Moral ausdrücken möchte, wie ihr Engländer es offenbar müßt. Ich fühle, wie mich jede Berührung, sogar mit mir selbst, besudelt. Ich war die größte Sünderin meiner Zeit, im herkömmlichen Sinne. Nun habe ich vergessen, was Liebe bedeutet. Geblieben ist nur eine schwache Übelkeit, wenn ich sie irgendwo bemerke. Ich esse kaum etwas – es sind Tiere, die sich, täglich drei notwendige Mahlzeiten einnehmend, vorwärtsschleppen. Ich rede kaum – Wörter sind eine solche Verschwendung, und keines ist wahr. Eine Sprache aus meiner Sicht der Dinge ist noch nicht erfunden. Menschliches Leben oder ein Leben mit Heroin? Ich habe beide ausprobiert; und ich bedaure meine Wahl nicht.«

Ich sagte etwas über verringerte Lebenserwartung durch Heroin. Ein mattes Lächeln flackerte über ihre hohlen Wangen. Es lag etwas Erschreckendes im frostigen Glanz dieses Lächelns. Es ließ uns verstummen.

Sie sah auf ihre Hände. Ich bemerkte zum ersten Male und äußerst überrascht, daß sie außergewöhnlich dreckig waren. Sie erklärte ihr Lächeln.

»Natürlich, wenn Sie die Zeit in Jahren zählen, haben Sie sicher recht. Aber was haben die Berechnungen der Astronomen mit dem Leben der Seele zu tun? Bevor ich mit dem Heroin anfang, folgte ein Jahr aufs andere, und nichts passierte. Als wenn ein Kind in ein Kassenbuch kritzelt. Seit ich ins Heroinleben eingetreten bin, enthält eine Minute oder eine Stunde – diese Einheiten interessieren mich nicht länger – mehr wirkliches Leben als fünf Jahre in der Zeit vor meiner Wiedergeburt. Sie reden vom Tod. Warum auch nicht? Das ist vollkommen normal. Für Sie. Ihr Lebewesen müßt sterben, und ihr wißt es. Ich aber bin mir alles andere als sicher, daß ich jemals sterben werde. Und der Gedanke daran läßt mich so teilnahmslos wie alle eure affigen Spiele.«

Sie verfiel wieder in ihr Schweigen, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Ich behaupte nicht, ein Philosoph zu sein, aber es war völlig klar, daß ihre Haltung unanfechtbar war, wenn man sie einmal gewählt hatte. Wie G.K. Chesterton sagt: »Man kann über die Wahl der Seele nicht streiten.«

Es wurde oft gesagt, daß die Menschheit das Glück ihrer Verwandten im Tierreich verloren habe, als sie das Selbstbewußtsein entwickelte. Das ist die wahre Geschichte der Legende vom Sündenfall. Wir sind wie die Götter geworden und kennen den Unterschied zwischen Gut und Böse, doch der Preis dafür ist harte Arbeit und – in seinen Augen das Vorwissen des Todes«.

Feccles erfaßte meinen Gedanken und zitierte mit langsamer Betonung:

»Er webt und ist gekleidet in Spott,
Sät und wird nicht ernten,

Sein Leben ist ein Wachen, eine Vision
Zwischen einem Schlaf und dem nächsten.«

Das Zitat des großen Viktorianers schien ihn frösteln zu lassen. Er schüttelte seine depressiven Gedanken ab, zündete sich eine Zigarette an und nahm einen kräftigen Schluck Brandy.

Mit vorgetäuschter Leichtigkeit redete er weiter.

»Haidée lebt in offener Sünde mit einem Mann namens Baruch de Spinoza. Ich glaube, es ist Schopenhauer, der ihn ›Den Gottbetrunkenen Mann‹ nennt.«

»Der Gottbetrunkene Mann«, murmelte Lou leise und warf Haidée einen schläfrigen Blick unter ihren schweren, blaueäderten Lidern zu.

»Ja«, fuhr Feccles fort, »sie trägt immer eines seiner Bücher bei sich. Sie legt sich mit seinen Worten schlafen, und wenn sie die Augen öffnet, fällt ihr Blick auf seine Buchstaben.«

Er klopfte auf den Tisch, während er sprach. Seine schnelle Auffassungsgabe hatte ihm klargemacht, daß uns dieser seltsame Vorfall beunruhigte. Er schnippte mit Daumen und Zeigefinger zum Kellner. Dieser deutete die Geste als Bitte um die Rechnung und ging sie holen.

»Erlauben Sie mir, Sie und Sir Peter zum Hotel zu fahren«, meinte unser Begleiter zu Lou. »Sie hatten heute einen harten Tag. Ich verordne Ihnen eine gute Nachtruhe. Sie werden eine Prise H. ganz nützlich finden, um morgen früh aufzustehen. Aber passen Sie um Gottes Willen auf, ein williges Pferd soll man nicht peitschen. Nur eine ganz kleine Prise – und dann vorsichtig mit Coke weitermachen, wenn Sie Lust haben aufzustehen. Gegen Mittag fühlen Sie sich dann wie neugeboren.«

Er zahlte, und wir verließen gemeinsam das Lokal. Wie der Zufall so spielt, setzte vor der Tür gerade ein Taxi seine Fahrgäste ab. So kamen wir ohne Schwierigkeiten nach Hause.

*